

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 1

Artikel: Zur Charakteristik des Freiherrn vom Stein
Autor: Löw, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR CHARAKTERISTIK DES FREIHERRN VOM STEIN

VON LUDWIG LÖW

Der nachfolgende Text stammt von Freiherrn Löw, der als Jurist der dritte Rektor der Universität Zürich war. Er trat dann später in hohe juristische Aemter in Deutschland über. Sein Enkel, der hochbetagt auf eine große juristische Laufbahn zurückschaut, hat der Universität Zürich die Abschrift des Berichtes über eine Begegnung mit Goethe geschenkt (NZZ. 3. April 1948, Blatt 5, Nr. 698). Der Bericht über den Besuch beim Freiherrn vom Stein ist ein neues Geschenk an die Universität, das der derzeitige Rektor, Prof. Th. Spoerri, mit Erlaubnis des Donators einem weiteren Kreise zugänglich machen möchte.

Eine kleine, von mir verfaßte Schrift, deren Gegenstand Herrn vom Stein interessierte und ihm aus eigenen Forschungen und Erfahrungen vertraut geworden war, veranlaßte ihn, mich wenige Jahre vor seinem Tode zu einem Besuche seines Wohnortes Cappenberg in Westfalen aufzufordern. Er werde, ließ er mir durch eine ihm befreundete Verwandte melden, über den fraglichen Gegenstand noch manches nicht Unwichtige mitteilen, auch einige Irrtümer, die sich eingeschlichen, berichtigen, Zweifel, die ich ausgesprochen, lösen können. Wie gerne folgte man einer Einladung solcher Art.

Das Gebäude, ehemals ein Kloster, steht auf mäßiger Anhöhe und ist sehr groß, von solider Bauart, trefflich unterhalten; die Aussicht umfassend, allein wenig anziehend. Rund umher einförmiges Flach- und Hügelland, von Laubholzwaldungen und Fruchtfeldern bedeckt, hier und da ein einzelner Bauernhof oder ein ärmliches Dörfchen.

Fräulein S., die Gesellschafterin des Herrn vom Stein, eine Dame von vorzüglichem Geist, Charakter und Bildung empfing mich und suchte mich darauf vorzubereiten, daß ich ihren Gebieter nicht in der günstigsten Stimmung finden werde.

Das erste Begegnen war, dieser entmutigenden Ankündigung entsprechend, ziemlich kalt und schroff. Allein allgemach drang die Sonne durch das Gewölk, das Eis taute, und ich hatte die Freude, den edeln Mann während mehrtägigen Aufenthaltes mit weniger Unterbrechung in steter Heiterkeit und Zugänglichkeit zu finden. Zu dieser erfreulichen Stimmung gesellte sich dann am dritten Tage noch ein anderes mir höchst angenehmes Ereignis. Mehrere benachbarte Gutsbesitzer und Beamte, mit Herrn vom Stein befreundet, kamen ihn zu besuchen und verweilten zwei Tage. Ueber Angelegenheiten verschiedenster

Art ward da verhandelt; ich aber erhielt Gelegenheit, die merkwürdigste Persönlichkeit auch in ihrer Berührung mit Dritten zu beobachten und so mit mehr Objektivität aufzufassen. Was ich auf diese Weise von den Eigentümlichkeiten des Mannes selbst bemerkt, und was ich von andern, ihm nahestehenden Personen jetzt und früher erfahren, will ich, es sei Großes oder Kleines, zu einem Bilde zusammenstellen.

Man hat öfter eine große Aehnlichkeit zwischen Herrn vom Stein und Goethe finden wollen und eine Parallele zwischen beiden zu ziehen versucht.

Eine unpassendere Vergleichung ist vielleicht niemals gemacht worden. Das eine ausgenommen, daß beide Männer außerordentliche Erscheinungen, haben sie so gut als nichts miteinander gemein. Und wie begreiflich! Sind und waren sie doch stets in dem Urprinzip ihrer ganzen Lebenstätigkeit einander diametral entgegengesetzt. Stein kann ganz eigentlich als ein Repräsentant der *vita activa* gelten. All sein Dichten und Trachten ging dahin, zum Wohl der Mehrheit zu wirken, und dieser Richtung ist er bis zum Tode unter den mannigfaltigsten Wechselfällen, nach den bittersten Erfahrungen von Undank und Nichtanerkennung treu geblieben. Unter den verschiedenen Arten des Wirkens zog er dann das politische vor, namentlich in der Zeit seiner größten Tätigkeit das Wirken für die Unabhängigkeit Deutschlands von Frankreich. Rücksichtlich der Mittel aber war sein unerschütterlicher Grundsatz, daß alles nur auf dem Wege strengster Rechtlichkeit und Sittlichkeit erreicht werden müsse. Ja, diese Strenge der Ethik und eine warme Religiosität bildeten den Grundzug und Prinzip seines innern Lebens.

Wie ganz das Gegenteil von allem diesem zeigt sich bei Goethe. Ihm war stets der Gedanke des Wirkens der fernste; ja Charaktere, wie Luther, hatten für ihn, wie einer seiner Biographen uns mitteilt und sich wohl begreifen läßt, etwas Unbehagliches, Beängstigendes. Selbst zu genießen, vor allem geistig zu genießen in Wissenschaft, Kunst und idealer Auffassung des Lebens, darauf war all sein Denken gerichtet, und dieses Ziel verfolgte er mit einem manchmal furchtbaren Egoismus. Sollte je für andere gewirkt sein, so ließ er das Wirken auf Bildung des Menschen durch Kunst und Wissenschaft noch am ehesten zu, und das Politische schien ihm so gleichgiltig, daß er nach der Schlacht von Jena an Zelter schrieb, was nun eigentlich durch die französische Herrschaft im Wesentlichen anders geworden, vermöge er nicht einzusehen. Mit den Mitteln und Wegen des Wirkens aber war Goethe nie ängstlich. Ja, gegen die Idee eines fesselnden Sittengesetzes sträubte er in der grenzenlosen Ungebundenheit seines Wesens sich bis zu vorgerückterem Alter. Erst da finden wir, daß er

seine Herrschaft anerkannte oder vielmehr, daß er gegen seine eigene Natur handele, wenn er seine Notwendigkeit nicht zugäbe. Religiosität aber tritt niemals in Goethes Wesen hervor, vielmehr verließ ihn bis zu seinem Ende nicht gänzlich das, was man Freigeisterei nennt, ein gewisser Spott über jede Regung der Frömmigkeit.

Dieser geistigen Grundverschiedenheit entsprach auch noch in hohem Alter sogar die äußere Erscheinung der Männer. In Stein überall feste, männliche Entschlossenheit, in Goethe klare überirdische Hoheit. Hat man Goethe den Dioskuren genannt, so könnte man Stein den Titanen nennen. Beider Gang war fest und gewichtig; allein Stein schritt rascher, Goethe ruhiger. Steins Gestalt klein und gedrungen, Goethes Wuchs schlank und aufragend; Steins Lippen starr und kräftig geschlossen, Goethes Mund in steter feiner Bewegung; Steins Blick durchdringend scharf und unterhalb geöffnetem Augenlid mutig hervorblitzend, Goethes Auge weit geöffnet und tiefsinnig, schwebend. Steins Stirn niedrig und breit, Goethes höher; der Ausdruck des ganzen Gesichts bei Goethe mehr eine erhabene Heiterkeit, bei Stein ein tiefer großartiger Ernst. Steins Sprache äußerst rasch, sprudelnd, donnernd, hinreißend, zerschmetternd, aber kunstlos, Goethes Rede ruhig, verklärt, vollendet in Form und Ausdruck. Doch ich verlasse diese Parallele, die sich leicht durch alle einzelnen Charakterzüge durchführen ließe und wende mich ausschließlich zu Herrn vom Stein.

Beginnen wir mit dem Häuslichen, so trat zunächst überall eine mit seinen bedeutenden Einkünften nicht im Verhältnis stehende Einfachheit des Haushalts hervor. Schlichte Kleidung, wenige Diener und Pferde, die ganze Einrichtung des Hauses anständig, aber prunklos. Wenig bedürfend, zog er es vor, Hunderte an Arme und Kranke, Tausende zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen zu steuern, als sich mit einer lässigen Schar von Dienern zu umgeben und sein Haus mit unnützem Flitter zu überladen. Von einer guten Tafel soll er Freund gewesen sein und sein Koch in großen Ehren bei ihm gestanden haben. Allein, auch hier nichts Luxuriöses, nichts Raffinirtes. Wenige, aber trefflich bereitete Speisen, guter Rheinwein, beides für einen starken Körper wie der seinige mäßig genossen.

Mit dieser Einfachheit war dann die größte Ordnung und Regelmäßigkeit verbunden, doch weniger infolge angeborener Neigung, als vielmehr infolge von Ueberzeugung der Notwendigkeit und Vorsatz: «Ich habe eingesehen», sagte er mir in dieser Beziehung, «daß, je mehr man solche äußere Dinge vernachlässigt, man desto mehr von ihnen beherrscht und gestört wird, und so suche ich gegen meine Natur die strengste, fast pedantische Ordnung in meiner Lebensweise zu handhaben.» Niemals soll man ihn etwas suchend gesehen haben; Briefe beantwortete er in der Regel sogleich, nachdem er sie empfangen.

Nachlässige Kleidung besonders bei Frauen war ihm zuwider. Die ganze Einteilung des Tags war genau und immer dieselbe, und auch von seiner Umgebung verlangte er pünktlichste Innehaltung der festgesetzten Tagesordnung. Um 7 Uhr aufstehend, kleidete er alsbald sich vollständig an. Schlafröcke und Pantoffel liebte er weder für sich noch an anderen. Er las dann bis 9 Uhr und begab sich hierauf zum Frühstück ins Gesellschaftszimmer. Die Zeitungen («Journal des Débats», «Gazette de France», «Allgemeine Zeitung», «Preußische Staatszeitung») mußten bereitliegen. Während er diese mit großer Aufmerksamkeit las, mochte er nicht gestört werden. Auch litt er nicht gern, daß ein anderer ein Blatt vorwegnahm, welches er noch nicht gelesen, und ich habe selbst, dieser Eigenheit unkundig, mein Vergehen mit einem Klapps auf die Finger büßen müssen. Nach beendigter Zeitungslektüre sprach er über das Gelesene, so daß er erst gegen 12 Uhr in sein Zimmer zurückkehrte. Es werden nun die Berichte seiner Geschäftsleute angehört und die nötigen Weisungen erteilt, dann aber abwechselnd gelesen und geschrieben. Um 2 Uhr gespeist, im Winter vor, im Sommer nach dem Essen spazierengegangen. Hierauf gelesen und geschrieben bis halb 8 Uhr, wo der Tee genommen ward. War dies geschehen, und da er von langsamen Teesippen, wie er es nannte, Feind war, so war es gar bald geschehen; dann las ihm seine Gesellschafterin vor, wobei er mit unermüdlicher Aufmerksamkeit folgte. Punkt 10 Uhr ging er zu Bette. Diese Tageseinteilung erlitt nur dann eine Aenderung, wenn Herr vom Stein Besuch hatte. Er suchte alsdann seiner altertümlichen Höflichkeit gemäß seine Gäste während des ganzen Tages zu unterhalten, was ihm aber doch, wenn es längere Zeit dauerte, lästig ward und ihn verstimmt.

Das Gesagte enthält zugleich hinreichenden Beweis von der rastlosen Tätigkeit des Mannes noch im höchsten Alter. Müßiggang war ihm äußerst zuwider; täglich spottete er über die Landjunker, die «mit der Pfeife im Mund aus dem Hundestall in den Pferdestall und aus dem Pferdestall in den Hundestall wandern».

Ein Ausfluß der schon erwähnten Ordnungsliebe war eine gewisse Genauigkeit in Geldangelegenheiten. Unbegreiflich ist es, wie man ihm diese zuweilen als Geiz hat auslegen können. Von seiner Freigebigkeit gegen Arme und Kranke ließen sich zahllose Beispiele anführen. Sein Arzt mußte wöchentlich die kranken Landleute in der Umgebung von Cappenberg besuchen. Auch die Medizin zahlte er. Familienweise ließ er sie kleiden; er ließ die Knaben Handwerke lernen, errichtete für die Mädchen eine Nähsschule. Jede wohltätige Stiftung, jedes gemeinnützige Unternehmen ward reichlich von ihm unterstützt. Es genügt, an das Außerordentliche zu erinnern, was er

für die Herausgabe der Monumenta germanica getan. Seine Beamten und Diener erhielten starke Besoldungen, unbrauchbar gewordene bedeutende Pensionen. Habsucht war seiner Seele so fremd, daß, als er nach seinem Eintritt in den preußischen Staatsdienst die erste Besoldung in Empfang nehmen mußte, er das Geld auf den Boden warf, mit Füßen trat und vor Zorn weinte. Ja, er beschuldigte sich selbst öfter eines Hangs zur Verschwendung. Wozu er sich ungern verstand, war, Unbedürftigen Geschenke zu machen oder pekuniäre Verpflichtungen zu erlassen. Ohne Zweifel lag aber auch diesem Zuge ein sehr lobenswerter Grund unter. Reiche Leute haben nämlich nur zu häufig erfahren, wie sie von Fremden und Bekannten, ja selbst Freunden und Verwandten auf zartere oder unzartere Weise mißbraucht werden.

Daß strengste Rechtlichkeit und Sittlichkeit Steins Wesen bildeten, habe ich schon gesagt. Einen schönen Beleg hierfür geben die Schlußworte seines Testaments: «Mir, der dem Grabe entgegenreift, bleibt nur der Wunsch übrig, daß unter meinen Kindern und Nachkommen Einigkeit und Frieden bestehe, wie solche seit sechs Jahrhunderten ununterbrochen bestanden, und daß sie sich des göttlichen Segens würdig erhalten mögen durch fromme Sittlichkeit einen milden deutschen Sinn, durch treue Liebe zum Guten und zu den Guten, durch Abscheu gegen das Schlechte und gegen die Schlechten, durch freundliche, mitleidige, gerechte Behandlung ihrer Gutseingesessenen und Umgebungen, durch haushälterische Benutzung des von den Vorfahren ererbten Vermögens und vornehmlich durch treue und zu jeder Aufopferung bereite Liebe zum Vaterland.»

Mit dieser Eigenschaft war dann die unbedingteste Offenheit verbunden. Sich zu verstellen, war ihm schwer, ja vielleicht unmöglich, und so sprach er dann gegen jeden ohne Rückhalt und häufig mit Derbheit oder beißendem Spott sein Urteil aus. Besonders geschah dies, wenn er eine Unrechtlichkeit oder Ziererei bemerkte. Einen Grafen, der ihn einer politischen Angelegenheit wegen besuchte und mit folgender oder einer ähnlichen Anrede begann: «Ich komme zu Ihnen als Graf von X.; ich komme zu Ihnen als Gutsbesitzer; ich komme zu Ihnen als Landstand; ich komme zu Ihnen als Präsident der und der Behörde», unterbrach er ungeduldig und heftig mit den Worten: «Um Gottes willen, Herr Graf, hören Sie auf, ich habe ja nicht Stühle genug, um Sie unterzubringen.» Einem andern Manne von Rang, der ihm beim Weggehn die Hand fassen wollte, sagte er, die Arme zurückziehend und auf den Rücken legend: «Ich habe meine Hände nur für ehrliche Leute», und als er einst zu einem Mittagessen geladen an der Seite eines Mannes sitzen sollte, an dessen Rechtlichkeit zu zweifeln berechtigt war, sagte er im höchsten Zorn zu dem Haus-

herrn: «Wenn Euer pp. mir zum Tischnachbar einen fleißigen, achtbaren Handwerker oder Landmann geben, so ist es mir recht; mit dem Herrn von X. setze ich mich aber nicht zu Tisch. Ew. pp. haben die Wahl, er oder ich verläßt die Gesellschaft.»

Wenige, die längere Zeit mit Herrn vom Stein verkehrt, mögen von Aeüßerungen der bezeichneten Art befreit geblieben sein, und so erhielt denn auch ich meinen Anteil. Ueber meine Unart, von vielen Speisen nicht essen zu können, mußte ich jeden Mittag sarkastische Bemerkungen hören. Ferner als ich einst seine Frage, ob ich ein gewisses Buch gelesen, etwas zweideutig beantwortete, sagte er halb scherz- und halb ernsthaft: «Ja, ja, Sie haben mit jemandem gesprochen, dessen Bruder einen Freund gehabt hat, der das Buch einmal gelesen», und als ich ein andermal, hocheifrig über eine Entdeckung, vom entgegengesetzten Flügel des Schlosses eine Urkunde, die er mir aus dem Archiv mitgeteilt, herüberbrachte, um ihm den erfreulichen Fund sogleich anzuzeigen, ließ er mich, noch ehe ich zum Worte kam, sehr hart an, warum ich ihm seine Urkunden so im ganzen Hause herumschleppe, dazu habe er sie mir nicht gegeben. Ich erwiderte etwas verletzt, ich trage alle erdenkbare Sorgfalt und wolle, wenn er es wünsche, sie augenblicklich wieder hinüberbringen. Da war er aber alsbald besänftigt und bat mich mit freundlicher Miene, zu bleiben und ihm mitzuteilen, was ich gefunden.

Solch williges, stillschweigendes oder ausdrückliches Zurücknehmen einer Beleidigung, wenn er sie als ungerecht empfunden, war überhaupt ihm eigentümlich: Er wurde dann sanft wie ein Lamm und von unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit. Kurz vor seinem Tode ließ er alle seine Diener sich um sein Bett versammeln, bat jeden um Vergebung, wenn er ihn beleidigt, und sagte zu seinem Haushofmeister, ihm die Wange streichelnd: «Sie haben mir am meisten zu vergeben, ich war oft ungeduldig und heftig über Sie.» Daß aber solche Ungerechtigkeiten öfter vorkamen, war bei der Heftigkeit seines Temperaments sehr natürlich. Diese kann man sich nicht stark genug denken. War er von einem Gefühle oder Gedanken erfüllt, so drängte es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt und mit Hintansetzung jeglicher Rücksicht, es in Worte zu fassen. Als er eben gehört hatte, daß Professor Wolf die Verlegung der Universität nach Berlin wünsche, und nun im Begriff, aus dem Hause zu gehen, von der Höhe der Treppe Wolf gerade in dasselbe eintreten sah, rief er ihm sogleich, ohne ihn zu begrüßen oder nur zu sagen, um was es sich handele, mit Heftigkeit hinunter: «Ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung, ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung!» Und als ihn einst in Nassau während einer Unterredung mit einem Freunde der Schlag rührte und er diesen bei der Wiederkehr des Bewußtseins an seiner Seite um ihn beschäftigt

fand, waren seine ersten heftig gesprochenen Worte: «Hab' ich's Ihnen nicht gesagt, daß es aus mit mir sein kann wie man eine Hand umwendet?»

Um so rührendere Anerkennung verdient es, daß, wie alle, die ihm nahestanden, bezeugen, er stets bemüht war, seine Ungeduld und Heftigkeit zu beherrschen. Besonders in einer Beziehung trat jene Kraft der Selbstbeherrschung bei Herrn vom Stein sehr deutlich hervor. Er klagte nie, weder bei körperlichen noch bei geistigen Leiden. *«Kann man's ändern, ändere man's, wo nicht, trage man's»*, sagte er immer und immer wieder. So mochte er auch nicht, daß man ihn frug, wie er geschlafen. Bei ändern war ihm das Klagen gleichfalls zuwider. Wenn er auf sich achten wollte, meinte er dann, so fände er jeden Augenblick eine Veranlassung zum Klagen. Daß er, namentlich körperlich, häufig gelitten, muß man wohl glauben, da sich bei der Sektion organische Fehler gezeigt. Allein, auch in der heftigen Krankheit, die seinem Tode vorherging, trug er die gräßlichsten Schmerzen mit heldenmütiger Ausdauer, nie von sich redend, nur mit ändern beschäftigt und an die damaligen, bedeutenden Zeitereignisse denkend.

Ein sehr edler Zug im Charakter des Herrn vom Stein war, daß rücksichtlich der Behandlung im Umgang vor ihm kein Rang, kein Stand, kein Ansehen der Person galt. Für ihn gab es in dieser Beziehung nur zweierlei Leute, gute und schlechte. Seine Schulzen wurden ebenso freundlich bewirtet wie Grafen und Barone. Seine Schroffheit haben Fürsten und Bauern auf dieselbe Weise erfahren müssen, und am Schlusse eines Jahres sagte er: «Ich habe in diesem Jahr zwei Freunde verloren: den Kaiser Alexander und meinen Oberförster.» Diese völlige Gleichstellung machte dann auch den geselligen Verkehr mit ihm äußerst bequem, und gar schnell vergaß man wieder einzelne verletzendes Äußerungen. Es kam aber hinzu, daß er in hohem Grade geselliges Talent besaß. Stets belebt, auf alles eingehend, alles aufnehmend, in allem bewandert, bald belehrend, bald heiter und witzig scherzend, immer das Gespräch auf die der Gegenseite vertrauten Gegenstände wendend, konnte er ganz eigentlich als Meister der Konversation gelten. Nichts war ihm unangenehmer, als wenn die Unterredung nur ins Fragen und Antworten verfiel, und Ausschließen von der allgemeinen Unterhaltung durch heimliches Miteinanderreden und -lachen war ihm äußerst verhaßt. Unwiderstehlich war er vor allem, wenn er sanft und gemütlich wurde. Wie es wohl überhaupt nichts Wohltuenderes geben mag, als einen strengen, ernsten Mann milde und freundlich zu sehen.

Von seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zu reden, waren es in der letzten Zeit seines Lebens fast nur geschichtliche und politische Werke, die er las und sich vorlesen ließ. Den Naturwissenschaften

scheint er nicht sehr zugetan gewesen zu sein, wenn er in seinen Briefen an Herrn von Gagern sagt: «Hätten wir kräftige Geldunterstützung, so hielten wir in Italien, Wien und Paris noch vier junge Gelehrte zur Fortsetzung der Forschungen in den dortigen Bibliotheken und Archiven — aber man verwendet lieber das Geld auf die Naturgeschichte der Tiere und Pflanzen als auf die Erforschung der Geschichte des deutschen Volkes. Arme, verblendete Menschen!» Ja, daß er selbst von Geschichte, wenn sie nicht als Mittel des Verständnisses der Gegenwart behandelt werde, nicht viel hielt, läßt sich aus einer anderen Stelle jener Briefe schließen. Charakteristisch waren auch bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen die großen Anforderungen, die er an seine Umgebung machte. Es verging fast keine Stunde des Tages, wo er mir nicht irgendein Buch oder Broschüre zur Lektüre einhändigte oder in mein Zimmer sandte oder selbst überbrachte, so daß ich zuletzt eine ganze Bibliothek bei mir aufgehäuft fand. Alles Bedeutendere sollte man gelesen haben, und selbst Frauen mußten häufig die tadelnden Worte hören: «Mein Gott, Sie haben dies Buch noch nicht gelesen!»

Belletristische Lektüre verschmähte er nicht. Insbesondere liebte er gute Gedichte. Schiller zog er bei weitem Goethe vor, bei diesem vermisste man überall Religion und Vaterland. Uhlands Gesänge mochte er gern. Jean Pauls Dichtungen mit Auswahl; es seien herrliche Gedanken darin, aber auch viel geschmackloses Zeug. «The disowned» — von Bulwer konnte er nicht ohne Tränen der Rührung vorlesen hören, und selbst Walter Scotts Dichtungen ist er mit Wohlgefallen gefolgt, wiewohl er's später nicht mehr eingestehen wollte. Lord Byrons Leben von Moore hörte er mit Teilnahme; man müsse sich hüten, einen solchen Mann wie einen gewöhnlichen Menschen zu beurteilen; wäre er am Leben geblieben, so würde er gewiß durch die nützliche Tätigkeit, die sich ihm in Griechenland eröffnet, auch noch zu einem innern Frieden gelangt sein. Für Musik fehlte ihm alles Gefühl, und wie das alsdann gewöhnlich der Fall, er achtete sie wenig. Für Malerei aber fand ich großes Interesse bei ihm, zu meinem nicht geringen Erstaunen, da einer seiner Beurteiler es ihm gänzlich abstritt. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er mir u. a. zu, als ich ihm die Zeichnungen Distelis zu den Fabeln von Fröhlich schilderte. Alle mußte ich einzeln angeben und soviel als möglich bei jeder wieder ins Einzelne eingehen. Junge Maler durch Bestellungen aufzumuntern und zu unterstützen, soll zu dem gehört haben, was er am liebsten tat.

Daß Herr vom Stein sehr religiös, und zwar streng christlich religiös war, ist hinlänglich bekannt. Erbauungslektüre gehörte zu seinen regelmäßigen Beschäftigungen. Bibel und Gesangbuch lagen stets zur Seite seines Bettes. Von Gebeten liebte er vor allem die von Lavater

und Müller, von Predigten die von Emmerich und Theremin, von theologischen Büchern die von Neander. Auch den äußeren Kultus vernachlässigte er nicht. Noch auf seinem Todtbette ließ er sich das Abendmahl reichen. Der Rationalismus war ihm gänzlich zuwider. Auf's Innigste war er von der angeborenen Verderbtheit des Menschen überzeugt. Bei seiner Leidenschaftlichkeit, meinte er, sei er vielleicht ein Mörder geworden, wenn er nicht das gute Beispiel seiner Eltern stets vor sich gesehen. Nicht durch das, was er geleistet, denn das sei alles höchst mangelhaft, sondern durch Christi versöhnenden Tod hoffe er selig zu werden. «Bei der ernstlich-feierlichen Stimmung», schreibt er an Herrn von Gagern, «in die Sie die Erwartung des Heimanges setzte, nehmen Sie Cicero de natura Deorum zur Hand!!! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann, denn mehr sagen, denn der Gekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade allein wir gerecht werden? — Was würden Sie von einem Reisenden sagen, der, um die Welt zu umsegeln und um die Nordwestpassage aufzusuchen, Homanns Schulatlas anschaffte und alle anderen geographischen Hilfsmittel zu Hause ließe?» Und in einem anderen Briefe: «Sie sagen mit vollem Recht, man nimmt den Glauben nicht wie eine Prise Tabak, denn ich vermisze bei diesem Gleichnisse irgend eine Aehnlichkeit, und es gehört zu denen, die nicht einmal hinken, sondern selbst nicht *gehen*. Den Glauben *vernünfftelt* man, wie alle Metaphysiker und Theologen behaupten, so wenig herbei, als man ihn *einschnupft*, sondern man erbittet ihn *von Gott* in tiefer *Demut* und mit gänzlicher *Selbstverleugnung*. Versuchen Sie dieses, da Vernünffteln und Schnupfen nichts geholfen.»

Muß man die Frömmigkeit des Herrn vom Stein nicht allein als etwas an sich Ehrwürdiges, sondern auch als etwas Folgerechtes, Naturgemäßes, Notwendiges anerkennen, so dürfte dagegen auffallender und in den Augen der Protestanten tadelnswerter erscheinen, daß er in der letzten Zeit seines Lebens zuweilen eine gewisse Vorliebe für die katholische Kirche geäußert. Weit entfernt, uns einem solchen Tadel anzuschließen, finden wir vielmehr auch in dieser Erscheinung die völlige Konsequenz und eine höchst erfreuliche Unbefangenheit des Urteils. Denn was das letztere angeht, so muß man es nur geradezu aussprechen, die Protestanten pflegen wenigstens in Ländern gemischter Religion weit intoleranter zu sein als die Katholiken. Während diese wenigstens immer einzelnes in der protestantischen Kirche als gut und schön anerkennen, glauben sich die Protestanten von vorneherein berechtigt, den ganzen Katholizismus zu verwerfen, ohne auch nur eine Beweisführung für nötig zu halten. Und doch sollte man einfach bedenken, daß noch bis auf den heutigen Tag die Zahl der Protestanten zu der der Katholiken sich wie eins zu drei

verhält. Was aber die Konsequenz betrifft, so konnte es natürlich bei einem im ganzen unkünstlerischen Gemüt, wie das des Herrn vom Stein, nicht der Ritus der katholischen Kirche sein, welcher ihn anzog. Dieser hatte, wie er versichert, selbst in Rom keinen Eindruck auf ihn gemacht. Es war vielmehr die feste, unerschütterliche Form der ganzen katholischen Kirche, die Bestimmtheit und Unumstößlichkeit ihres Dogmas, welche ihm wohlgefiel. Und hierin gerade finden wir die Konsequenz seines Wesens. Für ein der religiösen Stützen überhaupt bedürftiges Gemüt kann nämlich nichts wichtiger sein, als aus dem Zustand der Zweifel und des Schwankens gerissen zu werden. Denn ein Gemüt dieser Art erkennt bald, daß eben in diesen Dingen Gewißheit durch menschliches Denken nicht zu erreichen ist, und gerade der Zweifel ist es, welcher peinigt. Eine solche Gewißheit aber gibt nun die katholische Kirche, indem sie den Begriff einer göttlichen Offenbarung festhaltend, demselben nur einen möglichen Sinn einräumt und sich die genauere Bestimmung dieses Sinns vorbehalten hat. So erklärt es sich denn auch, daß alle wahrhaft frommen Protestanten auf eine Art katholischen Dogmas zurückkommen und das Skeptisieren verwerfen, während dagegen solche, die dieses letztere nicht aufgeben wollen und können, in der Tat gar kein eigentliches religiöses Bedürfnis zu haben pflegen. Noch verdient hier die interessante Aeußerung des Herrn vom Stein, daß die katholischen Frauen bessere Gattinnen seien, Erwähnung. Der Grund dieser Behauptung ist mir nicht bekannt geworden. Sollte nicht vielleicht seine Ansicht gewesen sein, daß das schöne Vorbild weiblicher Vollkommenheit, welches die katholische Kirche in Maria aufstellt, während ein solches in der protestantischen Kirche ganz fehlt, auf die Frau veredelnd wirken müsse? Gerne möchte ich diesem noch einiges beifügen über das Familienleben des Herrn vom Stein. Allein, da er Witwer und seine Töchter von ihm entfernt waren, so hatte ich nicht Gelegenheit, ihn in dieser Beziehung selbst zu beobachten. Fremden Berichten aber zu folgen, scheint mir bei Verhältnissen so zarter Natur gewagt. Daß dieselben jedenfalls sehr inniger Art waren, darf man nicht bezweifeln.

Und so bliebe denn nur noch übrig, von den politischen Ansichten des Mannes zu reden, namentlich von der Weise, wie er die Welt-ereignisse seit seinem Abtreten von dem politischen Schauplatze Europas ansah. Wir sind jedoch hierüber so vollständig durch die Briefe an Herrn von Gagern unterrichtet, daß kaum etwas beizufügen sein dürfte.

Neu und anziehend mag außerdem nur etwa folgendes sein: Als Herr vom Stein die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution erhielt, rief er mit Ungeduld und Heftigkeit, er wolle nichts mehr

davon hören, er sei das Getreibe müde, er sehne sich nach Ruhe, nach Ruhe. Seiner Abneigung gegen die Franzosen im allgemeinen blieb er bis zu seinem Ende getreu. Von seinem früheren unbegrenzten Haß gegen Napoleon war er in der letzten Zeit seines Lebens zurückgekommen. Er hatte angefangen, ihn als historische Erscheinung zu betrachten und das Große, Ungeheure, was in dieser Beziehung hervortritt, zu bewundern. Ueber seine Ansichten vom Adel hört man widersprechende Urtheile. Während die Liberalen ihn mit dem Prädikat eines Aristokraten belegen, klagen die Adligen, daß er so wenig die Privilegien ihres Standes zu schützen gesucht.

Nehme ich alles, was ich hierüber gehört und gelesen, zusammen, so möchte ich das Rätsel auf folgende Weise lösen: Herr vom Stein betrachtete den Adel im allgemeinen für einen notwendigen Bestandteil der deutschen Staatsverfassungen, und glaubte daher, daß um des allgemeinen Besten willen jeder Adelige verpflichtet sei, die Vorrechte seines Standes zu verteidigen. Allein, eben weil er diese Vorrechte nur aus dem Gesichtspunkt des allgemeinen Besten betrachtete, war er dann auch stets bereit, sie zum Opfer zu bringen, wenn er sich überzeugt hatte, daß das Wohl des Ganzen ein solches Opfer verlange.